

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Sonnabend, den 7. September 1822.

108

Bei diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertheil. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertheil. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

Cosmologische Betrachtungen über den Planeten Venus.

Von J. J. Littrow.

(Schluß)

Ich hoffe, die Leser werden mit mir übereinstimmen, daß diese Erklärung eben so einfach, als genügend, und daß es sehr demüthigend für uns sey, daß man volle zwey tausend Jahre suchen mußte, um endlich eine so leichte Sache zu finden. Indessen müssen wir auch bedenken, daß die Natur uns nicht jene zwey einfachen Kreise auf die Tafel hingemalt hat, wie wir vorhin gethan, sondern daß sie die Erscheinungen, um deren Erklärung es sich hier handelte, in einem weitläufigen Gemälde darstellte, welches noch viele andere, vielleicht eben so schwer zu entwickelnde Phänomene enthält, die sich eines das andere durchkreuzen, und dadurch die Auffindung jedes einzelnen desto mehr erschweren. Es gehört ein nicht gemeiner Sinn dazu, nur überhaupt auf das Schauspiel aufzumerken, das täglich in ungemessenen Fernen über uns aufgeführt wird, und die meisten Menschen haben es ihr ganzes Leben durch auch nicht ein einziges Mal der Mühe werth gefunden, sich selbst oder andere über die alltäglichsten Auftritte jener Bühne zu befragen. Woher die Sonne kömmt, wenn sie des Morgens sich über die Berge in Osten erhebt; wohin sie geht, wenn sie Abends sich unter den Horizont herabsenkt; warum sie im Sommer viel höher steht als im Winter; warum die Tage im Sommer länger sind als im Winter, ja selbst warum es im Sommer warm, und im Winter kalt ist — alles das geht den großen Haufen nichts an, und wie viele gehören zu diesem! Sie sind zufrieden, daß die Sonne alle Tage auf- und untergeht, und in der Hoffnung, daß sie es ferner so machen wird, legen sie sich, wenn sie untergegangen, ohne Kopfbrechen ruhig auf's Ohr. Wenn nun endlich einmal nach Jahrhunderten einer sich erhebt aus der Menge, und sein Auge dorthin richtet, so muß er, wie ein Kind, von vorne anfangen, ohne auf die Erfahrung seiner Vorgänger, oder auf die Hülfe seiner Zeitgenossen

rechnen zu dürfen, und oft stirbt der Einzelne wieder und mit ihm die Früchte seiner Bemühungen, daß seinem spätern Nachfolger nichts übrig bleibt, als wieder von Anfang zu beginnen.

Die Hülfsmittel der Alten waren zu unbedeutend und zu wenig genügend, als daß sie sich aus dem Labyrinth von Phänomenen hätten mit Klarheit herausfinden sollen, welche ihnen der gestirnte Himmel darbot. Es ist möglich, daß dieser oder jener von ihnen auf die Erklärung verfallen ist, die wir oben gegeben haben. Dem Scharfsinne dieses Mannes konnte es unmöglich entgangen seyn, daß jene Erklärung zwar allerdings das wechselseitige Vor- und Rückwärtsgehen, und das Stillstehen der Venus richtig darstellt, daß aber durch diese Erklärung noch eine andere Erscheinung nothwendig gemacht wird, von der sich am Himmel nicht die geringste Spur fand. Wenn es nämlich wahr ist, wie wir oben vorausgesetzt haben, daß Venus einen Kreis beschreibt, welcher von dem Kreis der Erde eingeschlossen wird, und daß der, beyden Kreisen gemeinschaftliche, Mittelpunct die Sonne ist, so muß uns, wie leicht begreiflich, Venus im Allgemeinen denselben Lichtwechsel zeigen, welchen wir an dem Monde bemerken. Wenn also — so ward jener Mann genöthigt zu schließen — die gefundene Erklärung die wahre ist, so muß Venus als eine Art von Vollmond am Himmel glänzen, bald im ersten oder letzten Viertel erscheinen, zuweilen nur als ein feiner Silberfaden schimmern, endlich als Neumond, ganz dunkel, oder in der Gestalt eines runden, schwarzen Körpers auf dem hellen Grunde der Sonne erscheinen. Allein, von allen diesen Folgerungen konnte er sich keine durch eigene sinnliche Anschauung wahr machen; da es ihm an den nöthigen optischen Instrumenten fehlte. So groß auch die Stärke der besten menschlichen Augen seyn mag, so sieht er doch die Venus, wegen ihres blendenden Lichts immer als eine sehr nahe volle kreisrunde Scheibe. Eben so wenig konnte er sich vom Vorübergange der Venus vor der Sonne überzeugen. Von diesem ist selbst in den spätesten Nachrichten noch keine Spur vorhanden. War also auch diese Erklärung wirklich gefunden, so mußte sie dennoch als falsch von ihrem Erfinder wieder verworfen werden.

Endlich erfand ein holländischer Brillenmacher, oder Galilei in Italien, das Fernrohr, wodurch sich wie durch einen Zauberschlag ein neues, großes, vorhin nicht einmal geahntes Feld der Beobachtung am Himmel öffnete. Kaum hatte Galilei sein, natürlich noch sehr unvollkommenes Werkzeug auf die Venus das erste Mal gerichtet, als sie ihm zu seiner nicht geringen Freude wie der Mond im ersten Viertel erschien. Die nachfolgenden Beobachtungen zeigten ihm auf das deutlichste, daß Venus bey *d* in der obern Conjunction im vollen Lichte glänzte, von *d* nach *b* zu auf der linken oder östlichen Seite immer mehr von demselben verlor, bis sie bey *c* als ein feiner lichter Streif erschien, der in *c* selbst gänzlich verschwand, und auf der andern Seite von *c* nach und nach eben so allmählig wieder an Licht auf der linken Seite zunahm, wie sie auf der andern auf der rechten Seite abgenommen hatte, bis sie endlich wieder in *d* als eine volle, runde, beleuchtete Scheibe erschien. Dieses Phänomen, ganz dem unsers Mondes ähnlich, bestätigt die Richtigkeit der oben gegebenen Erklärung auf das schönste, so daß es jetzt Niemand, der nicht einer völligen Unwissenheit sich hingibt, mehr erlaubt seyn kann, an der Wahrheit jener Erklärung zu zweifeln.

Bald darauf wurde in Frankreich eine andere Entdeckung gemacht, die den Gebrauch der Fernröhre ungemein vervollkommte. Bisher konnte man bloß mit den Fernröhren sehen, aber noch nichts damit messen. Man bemerkte, daß sich in jedem Fernrohr von dem Gegenstande, auf welchen es gerichtet ist, ein kleines, sehr scharf begrenztes Miniaturbildchen zeigte, und daß überdem feine, selbst ganz weiße Silberfäden, wenn sie in dem Orte dieses Bildchens aufgespannt wurden, völlig schwarz und deutlich erschienen. Diese Entdeckung führte zu dem Mittel, die Größe der Bilder jedes Gegenstandes eben durch jene Fäden zu messen. Das Resultat zeigte sich um so richtiger, je feiner die Fäden waren. Mit einem so eingerichteten Fernrohre wurde nun auch die Venus beobachtet. Man fand, daß ihr scheinbarer Durchmesser in der obern Conjunction d am kleinsten, in der untern c sich am größten zeigte, und daß er zu beyden Seiten von d c in gleichen Entfernungen von den Conjunctionen ebenfalls gleich groß war. Hieraus folgte offenbar, daß Venus in der obern Conjunction uns am entferntesten, in der untern aber am nächsten ist, und daß sie beynahе einen Kreis um die Sonne, als Mittelpunct, beschreibt, dessen Größe sich selbst durch eine einfache Berechnung jener beobachteten Durchmesser bestimmen läßt, und woraus sich also eine neue Bestätigung der Wahrheit jener oben gegebenen Erklärung ergibt.

Es ist erfreulich zu sehen, wie der menschliche Geist verfährt, wenn er den Gründen äußerer Erscheinungen nachspürt, und die Natur auf ihren geheimsten Wegen belauscht; wie er sich anfangs gewagten Hypothesen und Irrthümern hingibt, von denen er später nur mit Mühe wieder abläßt, um sich in neue, oft noch größere Täuschungen zu verstricken; wie er endlich, nachdem er mühsam einen Schritt näher zur Wahrheit gethan hat, jeden neuen Satz mit andern bekannten Erscheinungen vergleicht, und nur dann, wenn alles übereinstimmt, wenn der Satz von allen Seiten bestätigt wurde, ihn als ausgemacht ansehen darf.

Es sey bey dieser Gelegenheit erlaubt, über jene Vorrichtung von Fäden in den Fernröhren, die man Mikrometer (Kleinstmessen) nennt, eine nähere Auskunft zu geben. Wir haben bereits gesagt, daß diese Fäden, wenn sie genaue Resultate darbieten sollen, sehr fein seyn müssen. Bey der ungeweinen Vergrößerung dieser Fernröhre, auf der die bewunderungswürdigen Fortschritte der neuen practischen Astronomie vorzüglich beruhen, erscheinen selbst die feinsten Fäden von Gold oder Silber noch sehr dick, so daß sie die Sterne der kleinern Ordnungen völlig bedecken, und daher eine ganz scharfe Messung derselben unmöglich machen. Gewöhnlich brauchen daher die Astronomen, da ihnen alle von Menschenhänden gezogene Metallfäden zu stark sind, die viel feineren der Seidenwürmer oder der Spinnen. Der feinste Faden eines Spinnwebes beträgt in seinem Durchmesser kaum den zweytausendsten Theil eines Zolles, und kann daher mit freyen Augen nur durch den Reflex des Lichtes von seiner glatten, glänzenden Oberfläche gesehen werden. Dem ungeachtet erscheinen auch diese Fäden bey sehr starken Vergrößerungen oft wie Bindfäden, und sind folglich zu dick, um damit die kleinsten Sterne des Himmels mit Verläßlichkeit zu messen. Überdies dehnen sie sich in der Feuchtigkeith aus und krümmen sich, wodurch sie gänzlich unbrauchbar werden. Es blieb also der lebhafteste Wunsch nach etwas besserem übrig, der endlich durch einen glückli-

chen Zufall vor einigen Jahren in England erfüllt worden ist. Das Verfahren, durch welches die Engländer jetzt Metallfäden, die, weil sie nicht hygrometrisch sind, immer den Vorzug vor andern verdienen, ziehen, welche viel feiner sind, als die feinsten Spinnenfäden, besteht in Folgendem.

Man wäscht den feinsten Golddraht, wie er sich immer durch die bisher bekannten Mittel erhalten läßt, und umgießt ihn in einer eigens dazu eingerichteten Form mit geschmolznen Silber. Dieser Doppeldraht wird auf die gewöhnliche Art so fein als möglich gezogen, und dann in eine Auflösung von warmer Salpetersäure gelegt. Letztere löst die den innern Goldfaden ringsum umgebende feine Rinde von Silber auf, und läßt den Kern von Gold übrig, der dann eine Feinheit erhalten hat, die man ihm unmittelbar nicht hätte geben können. Der Golddraht, den man auf diese Weise verfertigt, hat in seiner Dicke nicht einmal den fünftausendsten Theil eines Zolles. Durch weiter fortgesetzte Versuche, zu denen man das reinste Platina statt dem gewöhnlichen Golde nahm, hat man es dahin gebracht, daß die neuen Fäden nur den achtzehntausendsten Theil eines Zolles betragen, also in ihrer Oberfläche ein und achtzig Mal dünner sind, als die feinsten Spinnenfäden. Ein großer Vortheil dieser neuen Fäden, von denen zu wünschen wäre, daß sie auch bey uns verfertigt würden, besteht darin, daß sie, weil die Platina so dehnbar und zäh ist, ihrer ungemeynen Feinheit ungeachtet doch noch ein Gewicht von mehr als einem Grad tragen, also ohne Gefahr zu zerreißen leicht in dem Fernrohre scharf angespannt werden können. Diese Spannung der Fäden ist nothwendig, weil sie sonst im Fernrohre keine gerade, sondern eine krumme Linie bilden würden, mit welcher letztern sich nichts messen läßt. Fast unglaublich ist es, aber nichts destoweniger wahr, daß diese feinen Spinnen- und selbst jene noch viel feineren Platinafäden, wenn sie nicht gehörig gespannt sind, durch ihr eigenes Gewicht sich in der Mitte abwärts krümmen, etwa wie eine massive Platte, oder wie ein dickes Seil, das in seinen zwey Endpuncten schlaff aufgehängt ist. Man hat darüber bereits directe Beobachtungen angestellt, und die Sache außer allen Zweifel gesetzt. Die Schwere wirkt auf diese Fäden, wie auf alle andern Körper auf gleiche Art. Enthalten diese Fäden unendlich weniger Masse, als jene Ketten oder Seile, so geben sie dafür auch jedem Drucke um desto leichter nach, und unterliegen demselben Geseze.

Wenn aber so feine Fäden, die wir mit freyem Auge nicht sehen können, sich in ihrer Mitte durch die Schwere abwärts krümmen, so sollten doch wenigstens, wird man glauben, große und starke Massen Metalls von mehreren Zollen im Durchmesser Widerstand und Zusammenhang ihrer Theile genug haben, um diesem Drucke der Schwere nicht sogleich nachzugeben. Allein auch dieß ist nicht der Fall, so unwahrscheinlich auch das Gegentheil desselben auf den ersten Blick erscheinen mag. Wenn man eine der stärksten Kanonen an ihren beyden äußersten Enden auf eine Unterlage bringt, so krümmt sich die ganze Kanone in ihrer Mitte abwärts, wie jene Kette, wie jener Draht von Platina, wie bereits häufig angestellte Versuche auf das deutlichste bewiesen haben. Und im Gegentheile, legt man dieselbe Kanone bloß in ihrer Mitte auf eine Unterlage, so krümmen sich ihre beyden äußersten Enden abwärts, wie etwa ein Fischbein, das in der Mitte gehalten wird, nur natürlich nicht in demselben, aber doch in einem durch ein eigens dazu bestimmtes Instrumente sehr deutlich meßbaren Grade.

So wird nach und nach, je nachdem unsere Kenntnisse und Erfahrungen fortschreiten, das Festeste beweglich, das Stärkste schwach, das Größte klein, und die Grenzlinien, welche unsere Unkunde zwischen den Werken der Natur gezogen hat, verlieren sich mit dieser Unkunde selbst immer mehr, bis endlich die äußersten Extreme an einander rücken. „Das steht fest, wie eine Mauer,“ ist noch jetzt ein allgemeines Sprichwort. Und wie fest steht denn eine Mauer? Ich will nicht sagen, daß sie nicht immer stark genug ist, neue Stockwerke zu tragen, so daß sie, statt dem gewinnsüchtigen Hausherrn neue Zinsen zu bringen, ihm nicht über dem Kopf zusammenstürzt; oder daß sie dem Stöße einer Kanonenkugel oder den Erschütterungen der Erde nicht nachgibt, die, wie wir wissen, schon ganze Städte verschlungen haben; auch spreche ich nicht von solchen Mauern, die, wie wir auch schon mehr als einmal gesehen haben, noch ehe sie bewohnt werden können, den Arbeitern unter den Händen zusammenstürzen. Ich meine eine Mauer, wie sie unsere wackern Väter und Großväter auführten, stark und für die Dauer erbaut, drey, vier und mehr Schuhe dick und eine solche, sage ich, kann ein Kind mit dem Drucke eines Fingers seiner Hand ohne alle Anstrengung aus ihrer Lage rücken. Wer es nicht glaubt, mag den Versuch selbst machen. Es braucht dazu nur einer sogenannten Wasserwage, aber einer Wasserwage von Reichenbach, deren Krümmungshalbmesser einige deutsche Meilen beträgt, und die sich jeder um etwa zehn Gulden C. M. verschaffen kann. Eine solche Wasserwage auf ein Fenster im zweyten oder dritten Stocke eines, auch des solidesten Hauses befestiget, wird jede Verrückung der Mauer sogleich anzeigen, die man durch einen Druck der Hand auf die Mauer hervorgebracht hat.

Diese Wasserwagen dienen auch noch zu einem anderen, nicht weniger interessanten Versuche. Man weiß, wie sehr Wärme und Kälte auf die Ausdehnung aller Körper wirkt. Wenn schon ein leiser Druck der Hand die Mauer eines Hauses bewegen kann, wie groß wird diese Bewegung erst durch den Einfluß der verschiedenen Temperatur auf die ganze äußere Oberfläche des Hauses werden. In der That hat man durch Jahre lang fortgesetzte Beobachtungen mit jenen vortrefflichen Wasserwagen gefunden, daß jedes nur etwas hohe Haus keinesweges, wie wir bisher geglaubt haben, unveränderlich fest stehe, sondern daß es abwechselnd Vor- und Nachmittag wie ein großes Pendel, obgleich in kleinen Bogen, hin und wieder schwinde, nachdem die Sonne es von der einen, oder von der entgegengesetzten Seite bescheint.

So messen wir mit einigen Tropfen Weingeist die Bewegung unserer Häuser, und mit einem Silberfaden die der Weltkörper aus! Ein Stückchen Glas auf Thon abgerieben, und ein Spinnenfaden, das sind die Werkzeuge, durch die es dem menschlichen Geiste gelungen ist, die ewigen Gesetze der Natur zu entdecken, und die Größe und Entfernung der Körper des Himmels zu bestimmen. In dem finstern Winkel einer Brillenmacherwerkstätte, und auf der Bank eines Drahtziehers, dort hat man das Auge geschliffen, durch welches wir jetzt Millionen und aber Millionen von Meilen in die fernsten Tiefen der Schöpfung dringen, und dort das Seil gedreht, womit wir das Sonnensystem ausmessen, und uns über die Sterne erheben.

Um zu sagen, diesem oder jenem Schauspieler, Sänger oder Spieler sey der ein- stimmigste Beyfall des Publicums zu Theile geworden, pflegt man sich des Ausdrucks zu bedienen: Er hat furore gemacht. Ist es nicht sonderbar, daß der Beyfall, den ein Künstler enthält, und der doch nur das Resultat der vernunftigsten und kalt- sten Beurtheilung seyn sollte, in der Kunstsprache Wuth genannt wird? Ohne uns in weitere Erortierungen dieses sonderbaren Terminus technicus einzulassen, wollen wir nur erwähnen, daß auch Dlle. Sonntag vom Prager Theater, besonders in der Prinzessinn von Navarra, furore gemacht hat. Bis sich diese Wuth zur ruhigen Abschahung der jungen Sangerinn umwandelt haben dürfte, bemerken wir, daß das Spiel der Dlle. Sonntag (wir haben über den Gesang so vieler Sänger, die ebenfalls furore gemacht haben, zu seiner Zeit schweigen müssen, daß wir den der Dlle. Sonntag ebenfalls übergehen wollen) noch eines großen Studiums bedarf, wie uns aus ihrer Darstellung der Rosine im „Barbier von Sevilien“ deutlich geworden ist. Ohne eben auf eine künstlerische Darstellung zu dringen, die in aus- gewachsenen Schauspielerinnen oft vergebens gesucht wird, könnte man von Dlle. Sonntag, welche die Tochter einer denkenden Schauspielerinn seyn soll, ver- langen, daß sie solche Dinge unterlasse oder thäte, deren Grund oder Ungrund schon dem bloßen gesunden Menschenverstande deutlich wird. Wann Figaro zu ihr sagt, Lindoro habe einen großen Fehler, so lächelt Dlle. Sonntag, als ob sie schon in voraus wisse, daß der spahhafte Figaro Lindoro's Liebe zu ihr einen Fehler nennt. Ro- sine ist zwar eine fine mouche, wie es die Franzosen nennen, und hat es für ihre Jahre, und besonders für die Lage, in welcher sie gelebt, weit gebracht. Somit wäre es im- mer möglich, daß sie Figaro's Idee erriethe. Aber grade deswegen muß sie sich ver- stellen und Bestürzung affectiren, obgleich sie keine empfindet. In der Brief- und in der Musikscene zeigt Dlle. Sonntag eine ähnliche Vergessenheit ihrer selbst. In der er- sten zieht sie, ohne die Gegenwart ihres Vormundes zu bedenken, den, vom verkleide- ten Grafen erhaltenen, Brief aus dem Busen und liest ihn, mir nichts, dir nichts, als befände sie sich in ihren eignen verschlossenen vier Mauern. Wie thätig auch die Neu- gierde jedes Mädchens seyn mag, den Inhalt eines erhaltenen Liebesbriefes kennen zu lernen, die verschlagene Rosine darf sie in der Lage, worin sie sich befindet, nicht befriedigen. In der Musikscene blättert Dlle. Sonntag gar in den Musikalien, welche ihr unter die Hände fallen, statt sich mit dem Grafen oder mit ihrem Vormunde zu beschäftigen. Freylich könnte in diesem Spiele eine versteckte künstlerische Intention liegen; aber Schade nur, daß die junge Sangerinn sie nicht gehabt hat.

S c h a u s p i e l.

R. F. Hoftheater an der Burg, den 30. August zum ersten Mal: Ein Mann hilft dem Andern. Lustspiel in einem Aufzuge, von Johanna Weisenthurm, F. F. Hoffschauspielerinn.

Ein ehelicher Zwist ist die Achse, um welche sich dieses kleine Scherzspiel dreht; Hauptpersonen sind Mayfeld und Julie, ein kürzlich erst verbundnes Paar; den Lenker und Vermittler macht Berg, Doctor der Arzneywissenschaft. Es ist nicht un- gewöhnlich in der theatralischen Welt, daß sich die Doctoren dieser Facultät auch als Sachwalter und Friedensstifter produciren, und das eigentliche Brotfach nur so neben- her treiben. Man sollte glauben, die Komodiendichter verführen hierin nach Moliere's Methode, nur auf schonendere Weise, und bedienen sich der lindern Ironie, statt der ahenden Satyre. Dem sey wie ihm wolle: das junge Paar hat sich entzweyt, die Flit- terwochen sind vorüber, Julie ist eigenstunnig, empfindlich und empfindsam; des Doc- tors Neffe, Mayfeld, leichtstunnig und besitzt ein sehr empfangliches, galantes Herz. Eins tritt nun nach dem andern auf, beklagt sich über das erlittene Unrecht, und grade der zuerst, der sich am meisten vorzuwerfen hat; nach ihm die vor Verdruß und Kränkung sterbenskranke Frau. Auf Scheidung dringen beyde. Mayfeld bleibt im Hause;

Julie bleibt auch; der alte Doctor wirft sich auf des Mannes Seite, beschönigt seine Fehler und sein Unrecht, beredet Julie zur Nachgiebigkeit und Sanftmuth, wird unterdessen schnell zu einem Patienten abgeholt, befehlt das Essen mittler Weile anzurichten, und verläßt die Dulderinn. Manfeld tritt unvermuthet bald nachher in's Zimmer, kaum erblickt er ein weibliches Geschöpf im Lehnstuhl, so hüpfet auch sein galantes Herz ihm schon entgegen; Julie fährt auf, und die Zwietracht schüttelt wieder ihre Schlangenhaare. Der Tisch endlich steht bereit, doch niemand will sich setzen. Die Speisen streuen dem hungrigen Mann lockende Dünfte entgegen, die Gattinn erinnert sich an die Vermahnungen des Alten; beyde nehmen endlich Platz. Die Empfindlichkeit indessen behauptet ihre Rechte und stellt sich hinter den Stuhl der Gäste, wie die Sorge sich mit auf's Pferd des Horazischen Reiters wirft. Siehe! da duftet ein Gericht von Trübseln dem Ehemann besonders lieblich in die Nase; mit reizender Hand reicht die Ehemänninn ihm die Schüssel — es schmeckt vortreflich! ihr Antlitz glänzt immer lieblicher durch die kochkünstlerischen Dünfte, gleich den Zauberbildern der Fata Morgana — immer versöhnlicher werden die Gemüther, bevor noch der alte schlaue Jünger des respectabelsten aller Ärzte wieder eintritt, ist der Friede hergestellt, und ihm bleibt nichts zu thun mehr übrig, als seinen sprichwörtlichen Segen über das versöhnte Paar zu sprechen: Ein Mann hilft dem Andern. Nun wird der eigentliche Sinn dieser Worte uns erst klar; in dieser Hinsicht ist es aber auch oft genug der Fall, daß eine Frau die Parthie des Mannes nimmt. Es kömmt nur auf Laune und Verhältniß an. Das thut jedoch zur Sache nichts. Dieses kleine Lustspiel hat die Gabe zu gefallen, es hat ein frisches, heitres Aussehen, und der Verfasserinn ist es gelungen, einer sehr gewöhnlichen Hauptsituation einen neuen, freundlichen Anstrich zu geben. Die drey unentbehrlichsten Personen haben interessante Züge, und die beyden Scenen, worin ein Kläger nach dem andern auftritt, sind durch einen besonders muntern Dialog und durch die pikanten Repliken des Doctors angenehm gewürzt. Hier und da kommt auch auferdem ein und der andre Einfall vor, der seiner ganz vorzüglich pikanten Wirkung nach auf einem Recept die Stelle eines stark reizenden Mittels vertreten könnte. Doch — wenn zarte Frauen die stark erregende Substanz vertragen können, so wollen wir Kosbustieren das Gesicht nicht dabey verziehen. Die Scene zwischen dem alten und dem jungen Doctor scheint überflüssig, da gleich nach diesem der Bekränkte selbst erscheint, um Kunde von dem ehelichen Zwist zu geben. An Hrn. Kettel bemerken wir in dieser sehr untergeordneten Rolle, daß er den Schluß oder Abgangs-Effect gut zu berechnen weiß. Ein so reizbares Publicum bedarf der besondern Anregung eben nicht, wie der Schauspieler im vorhergehenden Stück als F ä h n d r i c h schon erfuhr.

Den Ausgang unsers kleinen Lustspiels, aufrichtig zu sagen, hatten wir anders erwartet. Die Krankheit gehört in die Cathegorie derjenigen, die sich niemals radical curiren lassen, und worauf die häufigsten Recidive zu erwarten sind. Mit Palliativen verfähret man daher kürzer, sie wirken schnell, und für den Nothfall besser, als die langsam operirenden. Das hier gebrauchte Mittel schlägt indessen gleichfalls an, und die Tisch- und Versöhnungscene bringt eine recht angenehme Wirkung auf den zuschauenden Theil hervor. Hier ist zugleich noch ein besonderer Zug des jungen Mannes zu bemerken, nämlich die Wirksamkeit appetitlicher Schüsseln auf den abnormen Stand seiner Sensibilität, und dieser Zug ist mehr aus der Natur, der speciellen wenigstens, gegriffen, als es auf den ersten Anblick scheinen will, man muß nur über den Localpunct der Handlung erst im Reinen seyn. Das kleine Lustspiel hat hier gefallen, und schwerlich wird ihm auf irgend einer deutschen Bühne ein ganz ungünstiger Erfolg zu Theil werden.

Hr. Koch belebte den ohnehin sehr regsamen Doctor B e r g durch außerordentliche Laune und eine bewundernswürdige Geläufigkeit der Rede. Durch den, diesem Künstler eigenthümlichen Zusatz von Gutmüthigkeit und Humanität muß der redselige und nach Bonmots haschende Arzt überall Vertrauen einflößen, da die Patienten sich sonst einem so qualificirten Doctor eben nicht gern hin zu geben pflegen. Ein Substitut möchte diesem Meister-Veteran die Praxis so leicht nicht schmalern.

Mad. L ö w e gab der J u l i e ein vorzügliches Interesse durch die glücklichen und

wirksamen Absprünge, mit denen sie gleich in der ersten Scene mit dem Doctor aus der Rolle angenommener Empfindsamkeit in den Ton des vergeßlichsten Frohsinns fiel.

Das Talent des Hrn. Korn (Mayfeld) findet in einem solchen Rollenfach immer eine vortheilhafte Sphäre; mehr zu sagen würde überflüssig seyn, um hier Ursache und Wirkung zu beschreiben.

G a s t s p i e l.

R. F. Hoftheater am Kärnthnerthor. Den 24. August: Die Zauberflöte. Mad. Seidler, erste Sängerin bey dem königl. Theater in Berlin, sang die Pamina, und Hr. Nestroï machte seinen ersten theatralischen Versuch als Sarastro.

Die Stimme dieser Sängerin der Pamina hat zwar den frischen jugendlichen Glanz nicht mehr, doch der Zauber einer kunstgerechten Bildung bewährt sich desto glücklicher an ihr, und grade durch den Schmuck, den die Künstlerin unter der Herrschaft des Geschmacks und des richtigen Gefühls ihrem Vortrag zu verleihen weiß, gewinnt der Ton im Allgemeinen oft seinen natürlichen Reiz und seinen Wohlklang wieder, der den höheren Corden, wiewohl ihr Umfang etwas beschränkt ist, noch immer eigen blieb. Das Duett wurde mit vieler Zartheit vorgetragen und mußte wiederholt werden. Bey der Reprise ließ die Sängerin es nicht an reichlicher, doch dessen ungeachtet wohl und zierlich angebrachter Ausstattung fehlen, so daß sich in der Fülle selbst kein lästiger Überfluß verrieth.

Noch besonders angenehm war es zu hören, wie Hr. Forti, mit Rücksicht und Geschmack mehr ihr nachzueifern, als mit ihr zu wetteifern schien. In der oft ausgelassenen, oft ohne Beruf behieltenen Arie zeigte Mad. Seidler, wie die Kunst auch mit glücklichem Erfolg die einfach rührende Natur vertreten kann, ohne den Eindruck zu vermindern. Frey und innigst mit der Melodie verbunden schlang die blumenreiche Hülle sich um jene her, wie aus dem augenblicklichen Gefühl mit ihr entsprossen; nur die theatralischen Actionen machten ihrer Seite noch Absicht und Bemühen allzu merklich.

Hr. Nestroï empfahl sich durch eine jugendlich kräftige Gestalt und gefällige Bildung. Seine Stimme ist von bedeutendem Umfang, allein der Tiefe fehlt es noch an Ausbildung und Festigkeit. Die Höhe ist angenehm und biegsam, der Vortrag zeugt von einer guten Schule und von Fleiß. Sein Gesang ist ansprechend, und je mehr es ihm gelang, die mit einem ersten öffentlichen Auftritt verbundene Schüchternheit zu überwinden, desto freyer und angenehmer wirkte jener, so daß die Theilnahme für den Sänger in diesen heiligen Hallen den dritten Grad erreichte, Hoffnung und Erwartung aber in dem nämlichen Verhältniß noch begründet wurden. Die Gesticulation war etwas weiterschweifig und überladen. Ein gewisses pathetisches Ausstrecken des Armes lernt der Anfänger leicht, aber nur nach vieler Übung stellt sich die Geschmeidigkeit des Handgelenkes ein, und die Gezwungenheit verräth sich in dem Mangel der kleinen Wellenlinien und Winkel. In einem solchen Charakter, und bey so feyerlich gehaltenem Gesang ist Ruhe am erforderlichsten, und in den weiten Ärmeln des oberpriesterlichen Kleides, wie hier im zweyten Aufzug, wird diese dem Anfänger auch viel leichter, weil er das Bedürfniß der Bewegung nicht so fühlt, als wenn die Arme und die Hände unbedeckt und frey sind. Überhaupt kann er in solchen Fällen mit sehr wenigen, auf die Hauptmomente bloß vertheilten Gesten ziemlich gut bestehen. Die körperliche Haltung des Sängers war lobenswerth, und schon bey dem zweyten Versuch in derselben Rolle waren auch die Bewegungen etwas gehaltener.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.